

# Felix Spanners Brautfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633365>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

27. Januar

## Hertholz.

Don Meinrad Lienert.

Es ist de glych ä bösi Zyt.  
Zäntume d'Wält us Chlepf und Strytt,  
Wo wott's au da no dure?  
Dr Tod ghyt Lüt, wie d'Lauti 's Holz,  
Näa, so cha's nid wyters gah.  
Und schynti alls ei heit'ri,  
Es gand is Wätterwulche na.

Glych, geht's jetz hebich<sup>1)</sup>, beeländrisch us,  
Hikleichid's<sup>2)</sup> ei's: haarus, haarus,  
Ües soll's nid z'nüte ghye!  
Mär sind nu Holz vo änem Holz,  
Wo Sturm und Lauene dra bstand.  
Mer wend ab nüt erchlüpfe,  
Selang all Schwizer zämegand.

Und pünggid's d'Slüöb und d'Husli i,  
Wän d'Trüi bñabt, je simmer fry;  
Wän nid, de üsi Buebe.  
Si stammid ja us hertem Holz.  
Im zächste Döre chymid d'Ros,  
Im Mavelstei dr Glüüße<sup>3)</sup>,  
Ae Held im chärsche<sup>4)</sup> Eidginöß!

1) Furchtbar. 2) Wetterleuchtet's. 3) Feuerfunken. 4) Kernhaften.

## □ □ Felix Spanners Brautfahrt. □ □

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Ich wischte mir mit dem Saftuch den Schweiß vom Gesicht und stotterte etwas vom Zeitmangel, was sie aber in ihrer überlegenen Weise nur als Ausrede gelten ließ. In diesem Augenblick wurde unversehens die nach dem Ausgang führende Türe aufgerissen. Im schmutzigen Stallgewand, mit allen Zeichen des Schreckens auf den Mienen kam der Bauer in die Stube gestürzt: „Es ist, wie ich's mir gedacht habe, wir haben die Sauerei auch im Stall!“ feuchte er und ließ sich wie geistesabwesend auf den ersten besten Stuhl niederfallen.

In der Nebenkammer brach augenblicklich ein großes Gefammer aus, und auch meine neugewonnene Freundin vermochte ob der Schreckenskunde die Fassung nicht zu bewahren. Ich meinerseits betrachtete den äußern Anlaß als gegeben, um mich mit ein paar halbblauen Abschiedsworten, die dazu im verschiedenstimmigen Getöse vollständig untergingen, mit einem Umweg an dem ätzenden Alten vorbei und aus der Stube zu drücken. Schon atmete ich erleichtert

auf, als ich unter der Haustüre mit dem Tierarzt Kleiner von Zimmerwald zusammenstieß, der mich höflich, aber bestimmt darauf aufmerksam machte, daß ich den Platz unter keinen Umständen verlassen dürfe, ehe und bevor nicht die erforderlichen Desinfektions-, resp. Entseuchungsmittel zur Stelle wären. Es hänge überhaupt von den Gemeindeorganen ab, ob man mich für einstweilen, das heißt bis zum Erlöschen der Seuche hier auf den Hof internieren wolle, was seines Erachtens vom seuchenpolizeilichen Standpunkt aus das einzig Tunliche wäre, indem unser Dorf und dessen Umgebung bis anhin glücklicherweise von jeder Infektion verschont geblieben sei. Er an seiner Stelle möchte die große Verantwortlichkeit für eine allfällige Verschleppung keineswegs auf sich nehmen, weshalb er mich vorläufig und bis auf weiteres hier festhalten müsse.

In meiner Herzensangst machte ich ihm alle möglichen und unmöglichen Vorstellungen, schwindelte ihm sogar etwas von einer in drei Tagen bevorstehenden Einrückung zum

Militärdienst vor, von dem man mich bei meiner Eigenschaft als Trainwachmeister unmöglich dispensieren könne. Seine Antwort war nur ein bedauerliches Achselzucken.

Nun setzte ich mich im Bestreben, eine möglichst große Entfernung zwischen mich und das entsetzliche Haus zu bringen auf ein an den verlotterten Gartenhag angelehntes Bänklein und harrete der Dinge, die da kommen würden. Den flüchtig gefaßten Plan, in einem günstigen Augenblick auf dem Wege, auf dem ich hergekommen, unbeachtet zu entweichen, mußte ich sogleich als undurchführbar aufgeben. Denn auf dem Platz vor dem Wirtschaftshaus zur Frohen Aussicht hatte sich bereits eine ganze Anzahl Bauern angesammelt, die mir von weitem zuriefen, ich möge mich ja nicht unterstehen, auch nur einen Schritt von der Stelle zu tun, wenn mir meine geraden Knochen lieb seien.

Auf der steinernen Freitreppe stand Johann Straub. Er gab mir zu verstehen, daß er nun halt unter diesen Umständen leider nicht auf mich warten könne und den Heimweg allein antreten müsse. Sein erheucheltes Bedauern bekräftigte er zum Schluß durch ein wiederndes Gelächter.

Ich richtete meine nach Rettung spähenden Blicke nach einer andern Seite. Auf einem stangenumgäunten Fußweg und durch angrenzende Baumgärten konnte ich mich vielleicht nach den offenen Wiesen und ins nahe Buchengehölz hinüber verziehen. Im Begriff, diesen Plan kurzerhand zur Ausführung zu bringen, bemerkte ich, wie unterm halbgeöffneten Scheunentörchen des nächstliegenden Hofes ein junger Kerl mit einer schweren Kollflinte in der Hand erschien, der mir nun im gelassensten Tone der Welt versicherte, er habe ganz gewiß nur Schrot im Laufe, bloß Hasenschrot und einige Erbsen darunter. Ich könne es also, falls ich eine genügend dicke Haut habe, getrost riskieren, seinen Grund und Boden zu betreten. . . .

Unversehens stand jetzt die Knörri-Tochter Hulda neben mir. Sie hatte sich bereits wieder gesammelt und sogar durch Vervollständigung des sonntäglichen Anzuges „schön gemacht“, so gut das in der Eile und in Anbetracht anderer Unzulänglichkeiten möglich gewesen. Indem sie sich zu mir aufs Bänklein setzte, lud sie mich vertraulichen Tones ein, doch lieber zu der bewußten Tasse Kaffee und zu einem Stück Nidelwähe in die Stube zu kommen, als da draußen das Leben aufs Spiel zu setzen. Von ihr selber oder von der Justine und dem Vidn werde ich die Seuche eineweg nicht erben und zueinander gewöhnen müsse man sich nun für einstweilen doch. Denn die Leute seien ganz rabiatisch; auch auf dem Salzberg und in Borauen habe man die verseuchten Höfe auf der Stelle eingezäunt und keinen Menschen mehr heraus oder hinein gelassen. Hier auf dem Bänklein könne man mir sozusagen nicht einmal für alles gutstehen, und es sei dies auch nicht verwunderlich, weil erwiesenermaßen jauch auch ein Hochzeiter die Seuche nach Rislenmatt gebracht habe. Und nach dem Viehdoctor Kleiner wisse es halt durch Verschwakken von der Wirtschaft aus bereits das ganze Dorf, daß der Radschuh nur eine Ausrede gewesen und daß ich wegen etwas ganz anderem dahergekommen sei. . . .

Bei den letzten Worten kam ein leichtes Lächeln auf ihre Lippen, das sich, obschon, oder vielleicht eben, weil sie

es zu unterdrücken suchte, nach und nach der ganzen Breite des Mundes mitteilte. Die Mundwinkel vollzogen eine zögernde, aber unaufhaltsame Rückwärtsbewegung; mit Spannung erwartete ich den Augenblick, da diese bei den Ohrwurzeln zum Stehen kommen mußte.

Leider sollte meine Aufmerksamkeit durch eine Störung von außen vorzeitig abgelenkt werden. Ein mehr als faustgroßer Kieselstein flog vor unsern Füßen nieder und fast gleichzeitig schlug ein zweiter hart neben mir auf dem Bänklein auf. Der Bauer, der sie vom Rande des Baumgartens aus geworfen hatte, war noch mit mehreren ähnlichen Geschossen versehen. Er rief mir unverfroren zu, ich könne mein Karsseierbänklein seinetwegen in den Holzschopf oder in die Badstube hineinnehmen; überhaupt habe man von den fremden Hochzeitern hier auf der Rislenmatt jetzt bis an den Hals hinauf genug.

Hulda warf dem Ruhestörer gleichsam als Gegengeschoß einen Blick wortloser Entrüstung zu, worauf sie mich mit einer gewissen Größe und überlegenen Seelenruhe bei der Hand nahm und wie ein Kind dem schützenden Obdach zuführte. Ich hatte das Gefühl, auf einem Berggrutsch zu treiben, hilflos und ohne jede Gewißheit, ob und wie ich die Tiefe erreichen würde. . . .

Drinne im dunklen Hausgang stand meine Begleiterin plötzlich still. Mit einem leisen, aber nachhaltigen Druck ihrer Hand leitete sie eine sonderbare und unerwartete Mitteilungs ein. „Ich will Euch jetzt Farbe bekennen, wie's der Brauch und recht ist,“ brachte sie in erregtem Flüsterton heraus. „Wenn es Euch nämlich im Ernst daran gelegen ist, so würde ich Euch die Kleine anraten, die Justine. Die Große ist auch recht; aber die andere ist die schaffigere von beiden, dazu auch weniger kollerig und ungemein gelassen im Gemüt. Was meine Wenigkeit betrifft, so bin ich leider sozusagen — — nein, man kann das eineweg nicht verlobt heißen, es wäre lächerlich, diesen Ausdruck zu gebrauchen. Item, der Better Heiri, der seit zwei Jahren bei uns schafft, macht mir jeden Tag drei Heiratsanträge und am Sonntag noch extra einen. Jedesmal laß' ich dazu und sage nichts, und das nimmt er dann für „ja“ auf. Ob das nun „ja“ ist, das überlaß' ich Euch. Mögen tu ich ihn nicht und passiert ist auf Ehr und Glauben nie etwas. So, nun wißt Ihr, woran Ihr seid, und daß man sich halt bald zu erkennen geben mußte. Im andern Fall würde ich Euch, wie gesagt, die Kleine anraten.“

Wenige Minuten später saß ich, von den drei Mädchen meiner unfreiwilligen Wahl aufs freundlichste umsorgt und umgeben, schweißtriefend am Tisch, schlürfte aus einem zierlichen Silberlöffelchen heißen Kaffee und aß heiße Nidelwähe dazu. Hulda hatte mir gegenüber und die Schwestern nach ihrer bestimmten Anordnung links und rechts von mir auf der breiten Wandbank Platz genommen. Auch sie schienen die Niedergeschlagenheit der Seuche wegen fast ganz überwunden zu haben; sie waren munter und guter Dinge und ich durfte aus ihren vollbadigen Gesichtern eine gewisse unbeholfene Gewogenheit herauslesen, wie sie denn beim Essen keineswegs auf großen körperlichen Abstand hielten, sondern mich mit ihrer Fülle nahezu bedrängten.



Hans Beat Wieland: Seldherr Cod.

Das Gespräch leitete und bestritt Hulda so ziemlich allein. Den Gesprächsstoff bildete naturgemäß fast ausschließlich die Maul- und Klauenseuche und deren fabelhafte Uebertragbarkeit, welche die Behörden nun eben zu immer schärferen Maßnahmen nötigte. Dann wieder wunderte sich Hulda wie billig über den merkwürdigen Zufall, der uns jetzt für einstweilen zu Hausgenossen gemacht. Sie wies an verschiedenen Beispielen nach, wie ein scheinbares Unglück sehr oft ein Glück im Gefolge haben könne und wie es Leute gebe, die sich schon bei kurzen Besuchen verstehen lernten, während andere erst im gemütlichen Zusammenleben recht aufzutauen vermöchten.

Meine beiden unmittelbaren Tischnachbarinnen, von denen ich immer noch nicht wußte, welche die Kleine und welche die Große war, beteiligten sich an der Unterhaltung ausschließlich durch Lachen. Sie lachten, wenn sie mir die Tasse nachfüllten, indem die eine von rechts Milch, die andere von links Kaffee zugeß, wobei ich meine Körperlichkeit auf eine möglichst schmale Linie bringen mußte; sie lachten, wenn mir Hulda ein neues Stück Kuchen aufdrängte; sie lachten unfehlbar jeweilen plötzlich und wie auf Kommando in die kleineren und größeren Verlegenheitspausen hinein, die sich im Verlaufe des Gespräches

etwa ergaben. Beinahe unheimlich aber wurden ihre Anfälle, wenn mir in einer Anwandlung von Galgenhumor irgend ein Witz gelungen war. Sie hielten dann beide Hände vor den Mund und beugten sich fichernd und glucksend über den Tisch hin, wobei ich immer in eine gewisse Aufregung kam. Denn die dünnen gelb- und blaugestreiften Blusen, die sie gleich der Schwester jetzt trugen, mußten zu einer Zeit verfertigt worden sein, da sich die nachmalige glückhafte Entwicklung ihrer Trägerinnen noch nicht ahnen ließ, oder doch zum mindesten noch in ganz bescheidenen Stadien lag. Demzufolge waren einzelne Nähte bereits im Begriff, aus den Fugen zu gehen und ich fürchtete bei jeder außergewöhnlichen Bewegung der mutwilligen Schönen in die eigentümlichste Verlegenheit zu geraten.

Hulda verfehlte nicht, den Ausgelassenen manche mütterliche Zurechtweisung zu erteilen und sparte in sichtlich wachsender Eifersucht keine Mühe, unter allen Umständen der Mittel- und Brennpunkt der Gesellschaft zu bleiben. Als sich die Schwestern einmal wegen eines allzu heftigen Lachkrampfes vorübergehend nach der Küche verzogen hatten, rückte sie plötzlich auf den Zehen um den Tisch herum, setzte sich dicht neben mich und gestand mir mit geheimnisreicher Miene, daß sie mir noch etwas zu sagen habe. Mit



Das Tischgebet. Berner Trachten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.  
Sitzh. von H. Bolleter nach Ludwig. (Öffentliche Kunstsammlung Basel.)

einer ehrlichen Sache komme man immer am weitesten; und daß ich fortwährend nur sie, Hulda, ansähe, nehme sie doch für ein gewisses Zeichen auf. Indem sie die hohle Hand schützend vor den Mund hielt, so gut dessen räumliche Ausdehnung dies ermöglichte, flüsterte sie mir sich beinahe überhastend ins Ohr, es werde denn also im Dorf steif und fest behauptet, der Vetter Heiri komme auch mit der Kleinen und mit der Großen im Heimlichen gut aus. „Ob das wahr ist, weiß ich nicht, und wenn ich's auch wüßte, würde ich es nicht sagen,“ schloß sie ihre Enthüllung und ging wieder an ihren Platz zurück. „Aber eine Ahnung habt Ihr jetzt doch, und Ihr könnt nun auch ganz gut selber ausraten, daß aus dieser Sache, nämlich mit dem Vetter Heiri, von mir aus nie etwas wird, und was ich in einem gewissen andern Fall für einen Bescheid geben würde.“

(Schluß folgt.)

## ☞ ☞ Karl Ludwig Stettler von Köniz. ☞ ☞

Wer den alten Bernergeist so recht auf sich wirken lassen will, der wandere an einem stillen Sonntagnachmittag durch die alte Stadt hinauf und zwar durch die Gassenmitte, nicht durch die Lauben. Wie stattlich und wohlgeordnet stehen die alten Patrizier- und Bürgerhäuser der Gerechtigkeits- und Kramgasse da! Wir fühlen Jahrhunderte auf uns herniedersehen von den Dächern dieser Häuser. Ein strenger, im besten Sinne konservativer Geist spricht aus dieser lüdenlosen Geschlossenheit der Häuserreihe, die kein proziges Hervortreten, aber auch keine Unsolidität und Nachlässigkeit duldet.

Einen ähnlichen Eindruck erweckt in uns die bernische Lokalgeschichtsforschung, namentlich wenn wir die lange stattliche Reihe der Berner Taschenbücher mit ihrem Reichtum an Detailstudium an uns vorüberziehen lassen. Da ist auch solider konservativer Bernergeist an der Arbeit, die Fundamente zu stärken, die Fassaden aufzufrischen, die verschwundenen Details wieder herauszumeißeln. Das Resultat ist eine fast lüdenlose Kenntnis der geschichtlichen Zustände und Begebenheiten der Stadt bis weit in die Jahrhunderte zurück.

Eine außerordentlich interessante und wertvolle Bereicherung hat die bernische Geschichte erfahren durch die Lebenserinnerungen des Berner Patriziers Karl Ludwig Stettler von Köniz, deren schätzbare Veröffentlichung in den „Neuen Taschenbüchern“ mit dem Jahrgang 1910 begonnen wurde.

Ueber den Memoirenschreiber läßt uns der Herausgeber Prof. Dr. Türlin in der Einleitung zu diesen Veröffentlichungen ungefähr folgendes wissen:

Karl Ludwig Stettler wurde am 7. November 1773 als der Sohn des späteren Landvogtes von Bipp geboren. Er wuchs in Bipp und in Köniz auf, wo schon der Urgroßvater ein Landgut besaß. Er wurde von einem Hauslehrer unterrichtet, besuchte ein weltliches Erziehungsinstitut und dann das politische Institut seiner Vaterstadt, um sich auf die militärisch-politische Karriere vorzubereiten. Er wurde Artillerieoffizier, machte 1798 den unglücklichen Kampf gegen die Franzosen mit, wobei er als Begleiter seines

Vaters beinahe dessen Schicksal geteilt hätte. Auf diesen, der das Bataillon Sternenberg kommandierte, hatte sich der ganze Groll der sich verraten glaubenden Berner Milizen geworfen. Der tatenlose Rückzug von Freiburg her, das sich ohne Verteidigung ergeben hatte, kostete Stettler das Leben. Sein Sohn wurde auf der Flucht verwundet. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß ihn die von ihm so gehaßten Franzosen auf der Straße auflesen und auf einem Küherkarren in die Stadt führten. Er machte 1799 den Feldzug Massinas gegen die Oesterreicher mit und beteiligte sich auch 1802, allerdings auf der Gegenseite dann, am Stedlikrieg. Während der Mediation hatte er nur die Sekretärstelle des Kirchen- und Schulrates inne, während ihm die Restauration die Mitgliedschaft des Großen Rates und das Jahr 1815 sodann das Amt eines Oberamtmanns von Trachselwald einbrachte, welches er bis 1821 inne hatte. Seit 1829 bekleidete er noch die Stelle eines Appellationsrichters. Seit 1804 war er mit einer Schwyzerin, Rosa



Der Kiltgang im Kt. Bern. - Radierung von F. N. König 1798. (Öffentliche Kunstsammlung Basel.)